

Mitteilungen

des

Oberösterreichischen Landesarchivs

4. Band



1955

In Kommission bei

HERMANN BÖHLAUS NACHF. / GRAZ-KÖLN

Inhalt

Seite

Weinberg: Die Entstehungsgeschichte einer Mühlviertler Wirtschaftsherrschaft. Von Georg Grüll. Mit 13 Tafeln	7
Das älteste Bibelfragment Österreichs. Von Johannes Hollnsteiner. Mit 1 Tafel	204
Zwei Quellen zur Linzer Erbhuldigung von 1658 für Kaiser Leopold I. Von Walter Pillich	233
Wilhelm Bauer †. Von Hans Sturmberger.....	256
Joseph I. Von Wilhelm Bauer †	260
Zwei Mondseer Fälschungen aus dem 12. Jahrhundert. Von Alois Zauner	276
Die Entstehung des Grundbuchpatentes 1792 für Österreich ob der Enns. Von Heinrich Demelius	288

Joseph I.

Von Wilhelm Bauer †

Die Geschichte Kaiser Josephs I. ist den neueren deutschen Darstellungen fast ganz verlorengegangen. Sie haben für ihn meist nur wenige Zeilen oder Seiten übrig. Das liegt nicht nur an der Kürze seiner Regierungszeit. Die sechs Jahre Herrschertums, die ihm vom Schicksal zugemessen worden waren, sind nicht arm an Ereignissen von weittragender Bedeutung, aber diese sechs Jahre schwammen zum guten Teil in einem Strom geschichtlich-politischen Werdens, das schon vor Joseph seinen Anfang genommen hatte, und dessen Richtung ebenfalls bloß in geringem Ausmaße durch den Willen des Kaisers bestimmt worden war. Zudem lag sein Wirken und sein Wollen im Schatten einer ungleich stärkeren und größeren Persönlichkeit, in der des Prinzen Eugen. Wer demnach die Dinge nur nach ihrem äußeren Geschehen betrachtet, dem könnte es in der Tat scheinen, als ob dieser Kaiser nur durch den Abgang von der Bühne des Lebens in das Licht der Weltgeschichtlichkeit getreten wäre. Und wirklich taucht sein Name, wenn nirgends anders, sicher dort auf, wo die große Wendung geschildert wird, die der Krieg um das spanische Erbe der Habsburger dadurch genommen hatte, daß die um das sogenannte „europäische Gleichgewicht“ besorgten Westmächte nicht dulden wollten, daß das Reich Karls V. jetzt gleichsam seine Wiederauferstehung feiere. Die Zeitgenossen dachten über Leopolds Erstgeborenen allerdings anders, sie sahen vor allem den strahlenden Aufstieg, den sein Haus unter ihm zu nehmen schien.

Erinnert man sich, daß das Geburtsjahr Josephs, 1678, ein Jahr vor der Demütigung von Nymwegen lag und fünf Jahre vor dem Siege der deutschen Fahnen, der nicht nur Wien von Türkennot befreit, der überdies das Tor nach dem Südosten aufgerissen hatte und die Habsburgermacht weit über die alten Grenzen des Deutschen Reiches hinaustragen sollte, so sind darin bereits symbolhaft die Tatsachen angedeutet, die für das Denken und Handeln des Kaisers späterhin von Einfluß werden mußten. Dem neunjährigen Prinzen fiel die ungarische Königskrone in den Schoß. Und es vergingen kaum drei Jahre, so durfte er sich Römischer König nennen. Von all den Wechselfällen, Demütigungen und Enttäuschungen, die den Lebensweg seines Vaters umsäumt hatten, blieb seine Jugend unberührt. Mühelos stieg er von Stufe zu Stufe empor.

Man muß sich ferner vergegenwärtigen, daß die höfische Umwelt,

aus der dieser Prinz hervorging, sich in mancherlei Widersprüchen bewegte. Da ist es vor allem Kaiser Leopold selbst, den man alles eher als eine Persönlichkeit einheitlichen Gepräges nennen wird dürfen. Seiner geistigen Herkunft nach gehört er noch ganz dem Zeitalter an, das in Glaubensparteien zu denken gewohnt war und dieses Denken auch auf die Führung der Staatsgeschäfte nach außen hin ausdehnte. So lag es ihm schwer auf dem Gewissen, daß er mit den ketzerischen Seestaaten, mit England und Holland, zu paktieren genötigt war. Aber sein großer Gegenspieler auf dem französischen Königsthron drängte ihn mit zwingender Gewalt in die neue Zeit, in der seit Richelieu die Eigengesetzlichkeit der Staatsmoral zum Grundsatz des Handelns erhoben worden war. Der augustinische Gottesstaat ward eben allenthalben von den Forderungen irdischer Staatlichkeit zurückgedrängt. Die kühle Atmosphäre berechnender Vernünftigkeit gewann die Oberhand und setzte sich an die Stelle mystisch-theologischer Vorstellungen. Praktisch war dies ja da und dort auch vordem der Fall, jetzt fielen aber auch alle theoretischen Hemmungen weg. Nicht so bei Leopold, der sich in allem und jedem und nicht zuletzt in Staatsangelegenheiten von seinen geistlichen Freunden beraten ließ. Hier machte sich, wie so oft, die Macht der Tatsachen geltend und erwies sich stärker als alle Dogmen und Voreingenommenheiten. Man wird es aber andererseits begreiflich finden, wenn die auf diese Weise entstandenen Widersprüche und Gegensätze immer wieder zu Reibungen und Hemmungen und zu Umwegen des Handelns Anlaß gaben.

Der für den Priesterstand bestimmte und erzogene Leopold, den das Schicksal auf den Herrscherthron erhob, war alles eher als ein Willensmensch. Neigung zur Beschaulichkeit, zu ruhigem Genuß blieben ihm zeitlebens nicht fremd. Er liebte den Besitz von Büchern und liebte vor allem Musik, hatte er sich doch selbst mit Erfolg tonschöpferisch versucht. Schlägt man die Rechenbücher des Hofes auf, so ist man nicht wenig erstaunt, wieviel Geld für Sänger und Tänzer und Musikanten in die Taschen dieser meist welschen Künstler floß. Und das zu Zeiten, da sich das Habsburgerreich in schwersten Geldnöten befand und sich nur durch sehr gewagte Antizipationen und andere Finanzgeschäfte aus seinen Verlegenheiten zu retten vermochte. Man verschmähte da auch nicht Anleihen bei den Hofjuden Oppenheimer und Wertheimer, während andererseits die große Zahl der Juden als „Feinde Christi“ aus Wien abgeschafft wurde. Damit soll aber nicht in Abrede gestellt werden, daß die geruhige und bedachtsame Geschäftsführung, wie sie Leopold übte, nicht große Vorteile gezeitigt hätte. Durch Zugeständnisse an die bedeutendsten Fürsten im Reiche, indem er 1692 dem Braunschweiger die (neunte) Kurwürde verschaffte und 1701 die Erhebung des Brandenburgers zum König von Preußen anerkannte, sicherte sich

der Kaiser deren Waffenhilfe gegen den Hauptfeind, Frankreich. Obwohl durch die Siege über die Türken das Habsburgerreich aus dem alten Imperium hinauszuwachsen begann, trieb auch da der Sonnenkönig die von ihm ständig bedrohten westlichen Territorien in ihrem eigensten Interesse in die Arme des Kaisers, der für sie noch immer den stärksten Rückhalt zu bieten vermochte. Im allgemeinen war die Sachlage ja so verwickelt wie nur möglich. Nicht nur die Verselbständigung, die im Westfälischen Frieden den einzelnen Ständen zugesprochen wurde und sie zu fast souveränen Staaten gemacht hatte, drohte dem Zusammenhalt des Reiches gefährlich zu werden, nicht minder tat es die Verbindung Sachsens mit Polen, tat es jene Hannovers mit Großbritannien. Und schließlich gab das Haus Österreich mit seinem Ausdehnungsstreben selber ein Beispiel, das ihm nicht leicht machte, dem Ehrgeiz der anderen Stände Halt zu gebieten. Immerhin zehrte seine Vormachtstellung von der Zähigkeit geschichtlicher Überlieferung, von dem Vertrauen des Corpus Catholicorum und nicht zuletzt von den militärischen Machtmitteln, die ihm zu Gebote standen. Der Sieg, der sich an die Fahnen der Kaiserlichen heftete, ließ den nie ganz erloschenen Reichspatriotismus aufs neue aufleben. Romantik, Selbsterhaltungstrieb und Gewohnheit gingen da eine eigenartige Einung ein. Überall dem lag ein Hauch von Unwirklichkeit, der jedes rasche Zugreifen verbot. Der alte Kaiser war in dieser Umwelt alt geworden, der jüngeren Generation hingegen gebrach es an Verständnis für das Lavieren und Finassieren, das notwendig war, der Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten Herr zu werden, die sich einem tatkräftigen Handeln allerorten entgegenstellten. Hat man ehemals in österreichischen Geschichtsbüchern die Regierungszeit Leopolds I. gerne „Heldenzeitalter“ genannt, so gebührt das Wort „Heldentum“ vor allem dem österreichischen Volk, nicht dem Kaiser. Es ist darum wohl begreiflich, daß das stürmische Temperament des jungen Joseph, der seit seinem zwölften Lebensjahre Römischer König war, alle jene Männer um sich scharte, die mit der behutsamen Art Leopolds schon längst unzufrieden waren. Daß sich ihnen auch Prinz Eugen zugesellte, gibt dieser Gruppe erst die rechte Bedeutung.

Der Geschichtsverlauf, der die sechs Jahre ausfüllt, da Joseph I. selbständig die Herrschaft ausübte, ist im Rahmen und für die Zwecke dieser Darstellung rasch erzählt. Er ist in erster Linie durch das sieghafte Übergewicht bestimmt, das die Sache der Habsburger im Kampfe um das spanische Erbe über Ludwig XIV. erringt. Die Namen Ramillies (1706), Oudenaarde (1708) und Malplaquet (1709) bezeichnen die gewaltigen Leistungen des Savoyer Prinzen, die dieser allein oder im Vereine mit dem Herzog von Marlborough vollbrachte. Die Unzuverlässigkeit des englischen Bundesgenossen beschattete zwar bereits vor dem Hinscheiden des Kaisers den Glanz der mili-

tärischen Erfolge, aber erst sein Tod bahnte den Weg, der über Utrecht zum Kompromiß von Baden und Rastatt führte. Joseph starb als der „Sieghafte“, als den ihn die mit schmückenden Beiwörtern freigebige höfische Geschichtsschreibung feierte. Das fällt überhaupt stark in die Augen, wie im Gegensatz zu den modernen Betrachtern den Zeitgenossen und sonst zeitnahen Historikern das Bild dieses Herrschers in ganz anderem Lichte erschien. Schon die Zahl der Biographien gibt zu denken. Auf 608 Seiten beschreibt der Altdorfer Rechtsgelehrte E. G. Rink „Josephs des Sieghaftten Römischen Kayzers Leben und Thaten“ (Köln 1712), G. Lange widmet den in Leipzig erschienenen „Leben und Thaten Josephi I.“ (1712) gar 1364 Seiten. Im gleichen Jahre gibt mit gleichem Titel J. E. Zschackwitz sein Werk heraus, und 1727 bringt ein Freiburger Verleger von C. M. G. S. eine Lebensbeschreibung auf den Büchermarkt, der bekannte Rechtslehrer Johann Jakob Moser schreibt 1738 den „Versuch einer Staatshistorie unter der Regierung Kaiser Josefs I.“, der aus Coburg stammende Johann Christian Herchenhahn widmet der „Geschichte der Regierung Kaiser Josephs des Ersten“ zwei Bände, die in den Jahren 1786 und 1789 der Öffentlichkeit übergeben worden waren. Damit ist aber die Reihe der Einzeldarstellungen der so kurzlebigen Regierung nicht erschöpft. Zieht man aber die Herkunft der meisten Verfasser und Verleger in Betracht, so ergibt sich die Tatsache, daß die Mehrzahl dieser wortreichen Werke gewiß nicht nur für österreichische Leser bestimmt war. Mag man auch das eine oder andere auf Rechnung von Liebedienerei oder amtlicher Einflußnahme setzen, so bleibt doch ein Rest übrig, der sich mit dieser Erklärung nicht einfach abtun läßt. Die Ursache liegt gewiß nicht allein in den siegreichen Schlachten, die unter diesem Kaiser geschlagen wurden. Auf die Mitlebenden mochte es schon einigen Eindruck gemacht haben, daß sich Joseph beeilte, junge Kräfte heranzuziehen und zu seinen vertrauten Räten zu machen. Erfreuten sich zeitweise die Minister Leopolds nicht des Rufes der Unbestechlichkeit und der Treue, so traf die Wahl seines Sohnes durchaus Männer, die fast alle als überaus geschäftstüchtig galten, auf deren Zuverlässigkeit der Herrscher sich in jeder Hinsicht verlassen konnte. Graf Wenzel Wratislaw, Gundakar von Starhemberg, Fürst Karl Salm, der Reichsvizekanzler Friedrich Karl Graf von Schönborn, Graf Philipp Ludwig Sinzendorf, Johann Friedrich Seilern, der es vom Sohn eines Schwarzfärbers zum Reichsgrafen brachte, und nicht zuletzt Prinz Eugen bildeten einen Kreis zum Teil hervorragender Staatsmänner, mit deren Hilfe sich in den großen Stunden habsburgischer Geschichte auch große Politik machen ließ. Die Fähigkeiten dieser Persönlichkeiten waren darnach angetan, die Schwächen des jungen Fürsten zu verdecken, dem es nach einem ersten, vielversprechenden Anlauf sehr oft an Ausdauer und Folge-

richtigkeit des Handelns gebracht, wohl auch an Pflichteifer. Vorliebe für Jagd, Musik und Tanz nahm seine Zeit bisweilen mehr in Anspruch, als für die Führung der Herrscheraufgaben von Vorteil gewesen wäre. Wenn er jederzeit prunkvoll gekleidet, mit Edelsteinen geziert, von Dienern in kostbarer Livree begleitet zu erscheinen liebte und auch von seiner Umgebung ähnliches verlangte, so spielte sicher seine individuelle Freude an Glanz und Pracht eine Rolle, es drückte sich darin aber zugleich das hohe Bewußtsein aus, das er von der Macht und Herrlichkeit seiner Stellung in sich trug.

Als der Kaiser am 29. April 1706 im schwarzverhängten Rittersaal der Wiener Hofburg die beiden Kurfürsten aus dem Hause Wittelsbach Max Emanuel von Bayern und Joseph Clemens von Köln wegen ihrer Verbindung mit Frankreich für Reichsfeinde erklärte und gegen den Bayern die Acht aussprach, so schwang sich damit das Reichsgefühl noch einmal zu überraschender Höhe empor. Nie wieder sollte ein deutscher Kaiser zu solcher großartiger Gebärde und zu so weithin sichtbarer Kundgebung seines Vormacht-ranges Gelegenheit finden. Daß damals, als Bayern ohnehin unter habsburgischer Verwaltung stand, in Wien der Gedanke erwogen wurde, das ganze Land oder doch einen Teil zurückzubehalten, ist mehr als wahrscheinlich. Einstweilen legte der Kaiser nur auf das Innviertel seine Hand, verschenkte indes verschiedene Gebiete Bayerns an ihm befreundete oder verpflichtete adelige Herren. Das erregte in gleichem Maße den Widerspruch des Reichsritterstandes, wie es andererseits allen Reichspatrioten die Gewähr bot, daß in dem angeblich schon absterbenden „Monstrum“ noch immer lebendiges Leben walte. Das galt ebenso von dem Vorgehen Josephs gegenüber säumigen Ständen, die mit der Stellung ihrer Truppenteile, die sie lieber gegen hohe Subsidien den Seemächten lieferten, als daß sie sie pflichtgemäß dem Reichsheer zur Verfügung gaben, im Rückstande geblieben waren. Statt sie erst langsam zu mahnen, drohte man ihnen jetzt gleich mit Exekution. Als Äußerungen gesteigerter Anteilnahme an dem Geschehen im Reiche konnte auch die endgültige Einführung Hannovers in den Kurfürstenstand und die gleichzeitige Wiederherstellung der böhmischen Kur (1708) angesehen werden. Daß ein solches Aufflammen der Lebenskräfte gerade bei jenen Territorien auf Widerstand stoßen mußte, die wie Brandenburg-Preußen im Begriffe standen, sich mehr und mehr zu verselbstständigen, liegt auf der Hand. Kam es hierbei nicht zu gefährlichen Weiterungen, so dankte man dies wieder der Raubpolitik des Franzosenkönigs. Wenn es je so etwas wie eine „öffentliche Meinung“ gab, die entscheidend den Willen und die Entschlüsse der meisten Deutschen lenkte, so war es die Abneigung, ja der Haß gegen den unersättlichen und machthungrigen Nachbarn jenseits des Rheins.

Die Schwierigkeiten im Verhältnis des Kaisers zu den verschiedenen Gliedern des Reiches lagen nicht zuletzt in der eigenartigen geschichtlichen Lage des Habsburgerstaates selbst begründet. Mit der zunehmenden räumlichen Ausweitung seiner Macht, mit seiner Ausdehnung nach dem Südosten erwuchsen ihm Pflichten und Aufgaben, die mit dem alten Imperium nur lose oder gar keine Verbindung aufwiesen. Dieser Staat mußte sich früher oder später als Selbstzweck empfinden. So konnte es kommen, daß man in Wien unter Umständen die Kaiserwürde nachgerade als Last erkannte. Darum hatten es am Hofe die verantwortlichen Räte nicht immer leicht, zwischen den habsburgischen und den Reichsinteressen das notwendige Gleichgewicht herzustellen. Trotz alledem wird man behaupten dürfen, daß vielfach gerade in dem oft wenig politischen Auftreten des Kaisers, in der selbstherrlichen Art seines Vorgehens gegen einzelne Glieder des Reiches ein Bekenntnis zum Reich lag, das Eindruck machte. In diesem Verhältnis ruhte ja eine gewisse Tragik: der aus dem mittelalterlichen Vorstellungskreis stammende Gedanke der Universalität stand im Widerstreit mit den Sonderstrebungen der neueren Jahrhunderte. Daß aber der mit diesem Individualismus notwendig verbundene Staatsegoismus nun auch jene Macht ergriff, in der sich der Universalismus so recht verkörpern sollte, verschärfte die Lage. Wenn den Zeitgenossen die hippokratischen Züge, die sich in das Antlitz des Reiches eingegraben hatten, nicht in dem Maße wie den Nachgeborenen auffielen, so rührte das davon her, daß sie vieles nur unter dem Bilde rein persönlicher Interessenkämpfe sahen, zum Teil von dem Weiterbestande des Ganzen Vorteil hatten und sich daher von Gewohnheit und Überlieferung gern und willig gefangennehmen ließen.

Der Kaiser selbst zog bei allen Schwierigkeiten, die ihm die Zwiefalt der Aufgaben brachte, letztlich doch einen nicht geringen Vorteil aus dem fürstlichen Vorrang, den man ihm einräumte. Die hohe Vorstellung, die er vom Reiche und von seiner Würde stets hegte, gehörte zu dem geistigen Erbe seines Hauses. Genährt und gefestigt wurde diese Auffassung durch den Geschichtsunterricht, den Joseph seit seinem dreizehnten Lebensjahr — damals bereits Römischer König — durch seinen Instructor in historicis et politicis Hans Jakob Wagner von Wagenfels erhielt. Dieser sein Geschichtslehrer entstammte einer bürgerlichen Familie aus Wiener Neustadt, war schon frühzeitig in der Welt herumgekommen, hatte in Rom die Rechte studiert und mit einer Dissertation, die sich gegen die Vorrechte der gallikanischen Kirche richtete, an der Università della Sapienza den Doktor gemacht. Seine Tätigkeit an der königlich-savoyischen Akademie zu Turin, aber vor allem sein Aufenthalt in Lyon und Paris und am Rhein scheinen ihm Eindrücke vermittelt zu haben, die seine franzosenfeindliche Stimmung, die sich bereits

in seiner Doktorarbeit aus dem Jahre 1679 ankündigte, noch weiter verstärkten. Diese Stimmung war damals auf deutschem Boden nichts Seltenes. Dafür hatte der vierzehnte Ludwig, hatten die plündernden Horden eines Melac gesorgt. Eine Flut von Flugschriften verschiedenen Wertes und verschiedener Haltung im einzelnen ergoß sich über Deutschland. Die im Solde Frankreichs stehenden Pamphletisten hatten gegen diesen Ansturm keinen leichten Stand. In ihrer Mehrzahl trägt diese Publizistik das negative Vorzeichen des Kampfes. Anders Wagner von Wagenfels. Sechs Jahre bevor er nämlich 1691 seinen Dienst beim jungen König angetreten hatte, war er mit einem umfangreichen Werk zu Rande gekommen, das den Titel „Ehren-Ruff Teutschlands, der Teutschen und ihres Reichs“ führte. Der Öffentlichkeit konnte er es freilich erst im Augenblick übergeben, da er Instruktor des Prinzen wurde. Man kann sich aber aus dem sehr flüssig und gut geschriebenen Werk, das sich rühmte, auf jeden Gebrauch eines Fremdwortes zu verzichten, man kann sich aus seinem Inhalt wohl ein Bild von dem Geiste machen, in dem sein Verfasser den königlichen Zögling mit der deutschen Vergangenheit bekannt machte. In einer Zeit, in der die zünftigen Geschichtsschreiber gewohnt waren, die Folge der Ereignisse an der Folge der einzelnen Herrscher aufzufädeln, in der man Reichsgeschichte als Illustration zum Reichsrecht behandelte, war es nichts Geringes, daß hier ein Jurist das Schicksal des deutschen Volkes bewußt als ein Ganzes betrachtete. Und nichts Geringes war es, daß hier inmitten der Zersplitterung und all dem Trennenden, wie es der Dreißigjährige Krieg mit sich gebracht hatte, einer aufstand und das Ganze des deutschen Vaterlandes mit gleicher Liebe für jedes seiner Teile umfing. In seiner Widmung an Kaiser Leopold schreibt Wagner: „Wasmaßen zu jetziger Zeit unser geliebtes Vaterland und höchst-löbliche Völkerschaft von nicht wenigen unserer Teutschen selbst weit geringer als die frembden Länder und Völker geschätzt werde, ist eine gleichsam weltkündige Sach, wie nicht weniger, daß durch solche Acht- und Verachtung die allgemeine Wohlfahrt in viel Weg geschmälert und unsern Feinden manche teutsche Stadt und Landschaft ohne allen Schwertstreich in die Hand gespielet werde. Nun zur Hintertreibung dessen hab ich gegenwärtiges Buch aus einem treueifrigen Gemüt verfasset und dardurch getrachtet, meine Landsleut auf solche Gedanken zu bringen, die dem Vaterland und zugleich ihren Ehren anständiger und verträglicher sein möchten.“ Mit anderen Worten, sein Ziel war die Erziehung der Deutschen zu einem nationalen Selbstbewußtsein. Die Mittel, die Wagner von Wagenfels dabei anwandte, waren ja bisweilen von etwas krausen und barocken Vorstellungen bestimmt, namentlich seine Meinung, daß die Deutschen von einem Enkel Noahs abstammten, daß die Skythen fromme Deutsche gewesen seien, daß Thukydides von deutschen Eltern geboren worden

sei usw. Diese Verirrungen sind nicht die seinen, sondern die Verirrungen seiner Zeit, die von exakter Sprachforschung kaum noch eine rechte Ahnung besaß. Sein Eigenstes aber liegt einmal in der Erkenntnis, daß die rein geistigen Erscheinungen wie die Meinungen, wie die Äußerungen von Achtung oder Verachtung etwas politisch Wirkames sind und vom Staate benutzt und gelenkt werden sollen. So meint er, daß die Prediger am Rheinstrom in Anbetracht der französischen Schandtaten die Erinnerung an diese von der Kanzel aus stets wach erhalten sollten. Darüber hinaus wird man in Deutschland kaum jemanden vor Wagner von Wagenfels finden, der so bewußt wie er das Volkstum als eine kulturelle Einheit erkennt, in die er die Erfindung des Schießpulvers wie die der Uhren oder jene der Buchdruckerkunst einfügt. In diesem Zusammenhang findet er für Albrecht Dürer Worte der höchsten Verehrung, wie ihm Martin Opitz der „teutsche Homerus“ ist.

Zur gleichen Zeit also, da der aus Mainz stammende Philipp Wilhelm von Hörnigk sein „Österreich über alles, wenn es nur will“ (1684) herausbrachte, schrieb der Österreicher an seinem „Ehren-Ruff“, den er mit demselben Recht auch „Deutschland über alles, wenn es nur will“ hätte nennen können. Mit unvorstellbarer Liebe und größtem Stolz beschreibt er, was die einzelnen deutschen Landschaften hervorbringen. Ihm entgehen weder die Erze, die das Kurfürstentum liefert, noch der Getreidereichtum Pommerns noch die wohlschmeckenden Schinken und Würste Westfalens oder die Herstellung von Leinen in Schlesien. Meist bezieht er sich bei dieser Aufzählung auf französische Zeugnisse, um die Richtigkeit der Angaben ganz besonders zu bekräftigen. Überhaupt stellt er fast in allen Abschnitten seines Buches französische Vergangenheit und Gegenwart der Schilderung deutscher Verhältnisse gegenüber, um den Vorrang seines Vaterlandes und seines Volkes recht deutlich zur Anschauung zu bringen.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welcher Begeisterung dieser Mann seinem erlauchten Zögling das Reich schilderte, über das jener gesetzt sein sollte. Er schilderte ihm ohne Zweifel auch dessen Geschichte in leuchtenden Farben. Es war gewiß keine trockene Aufzählung von Namen und Jahreszahlen und Schlachten und Friedensschlüssen, es war sicher ein Loblied auf alles Deutsche, so hinreißend, wie es nur einer, der am Grenzsaum des Reiches lebte, anzustimmen vermochte. Man möchte glauben, er habe dies alles mündlich noch viel lebendiger und viel feuriger ausgedrückt, als er es mit den toten Buchstaben schwarz auf weiß hat wiederzugeben verstanden. Und ebenso sicher ist man bereit anzunehmen, der junge Fürstensohn habe mit der geistigen Aufnahmefähigkeit, die ihm nachgerühmt wird, die Worte seines Lehrers freudigst sich zu eigen gemacht. Schon sein Äußeres scheint durchaus „deutsch“ gewirkt zu haben. Die längliche

Gesichtsbildung mit lebhaften blauen Augen, die blonden Haare, das zarte, fast mädchenhafte Rot und Weiß der Wangen, vor allem das Fehlen der sogenannten Habsburgerlippe verstärkten den Eindruck, daß er mehr seiner Mutter Eleonora aus dem Hause Pfalz-Neuburg nachgeraten sei als seinem Vater. Dem entspricht auch die Beweglichkeit seines Temperaments, die Freude an körperlichen Übungen. Jedenfalls war er ungleich weltläufiger als Leopold und hatte einen hohen Begriff vom Wesen der Majestät. Dem von Ehrgeiz erfüllten Kaisersohn mußte der Hochgesang auf die deutsche Kaiserwürde ganz besonders lieblich in den Ohren klingen. Auch in der Abneigung gegen Frankreich traf er sich mit seinem Lehrer. Er verschmähte es zwar nicht wie sein Vater, sich der französischen Sprache zu bedienen und nach französischer Art sich zu kleiden, aber die Franzosen liebte er nicht. Als er dann in die Jahre kam, da er ans Heiraten denken mußte, da erklärte er wiederholt: „Ich will keine Französin und keine Welsche.“ In der Tat fiel schließlich seine Wahl auf Wilhelmine Amalie, die Tochter des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Hannover.

Nicht nur das starke Deutschbewußtsein und die hohe Meinung von der Würde, die er zu vertreten habe, konnte Joseph aus den Darlegungen seines Lehrers heraushören, auch der duldsame Sinn gegen Andersgläubige sprach aus Wagner von Wagenfels. Ohne seiner katholischen Rechtgläubigkeit untreu zu werden, verzichtet er doch auf jede Gehässigkeit gegen die Anhänger der Reformation. Eine ganz ähnliche Auffassung trat in dieser Hinsicht dem Prinzen in dem Geschichtswerk entgegen, das man dem Unterricht zugrunde legte, in dem „Neu eröffneten Historischen Bilder-Saal“. Der „Ehren-Ruff“ diente ja anderen Zwecken. Der „Bilder-Saal“ aber in seiner Harmlosigkeit, mit der er alles Geschehen vom Anfang der Welt bis auf die Gegenwart zu erzählen unternahm, schien für die Prinzenerziehung so geeignet, daß er für den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm I. (nachmals Vater Friedrichs des Großen) ins Französische übersetzt wurde. Sein Verfasser war Andreas Lazarus von Imhof aus Nürnberg. Mit großem Fleiß trug er in den handlichen Bänden, die mit zahlreichen Kupferstichen geschmückt waren, alles Erreichbare zusammen. Die Gunst des Publikums, die später neue Auflagen notwendig machte, mochte sich Imhof auch dadurch erworben haben, daß er es verstand, durch die verschiedensten Klippen und Untiefen zeitgenössischer Polemik hindurchzusegeln. Das betraf natürlich in jenen Tagen vor allem die religiösen Gegensätze. Als darum Imhof zur Darstellung der Glaubenspaltung kam, kündigte er in der Vorrede (zum 3. Teil) an, er habe sich beflissen, sich aller anzüglichen und verhassten Ausdrücke, wie „Ketzereien“ oder „Apostasien“, über die im Römischen Reich zugelassenen Religionsgegenstände zu enthalten, freilich auch aller Hinweise auf Pasquille wider die Päpste. Mit ebensoviel müder Gelassenheit wie Ärger fügt er hinzu: „Man kann es ja

nicht ändern, sondern muß dem Zelo oder Eifer und dessen Vehemenz auf den theologischen Kathedern, auf den Kanzeln und in den Scriptis, die von dannen herfließen, seinen Kurs und Lauf lassen.“ Bedenklich will es ihm scheinen, daß sie sich auch noch länger in die geschichtlichen und politischen Schriften einmengen, „zumalen da wir sehen, wie die höchste Oberhäupter durch ihre eigene großmüthige Actiones uns mit ganz anderen Exempeln vorgehen und ohne Unterschied der Religion gleichsam in einem Zelt und Lager vor das gemeine Beste neben einander als Brüder wachen.“

Es wäre zuviel gesagt, wollte man behaupten, die Haltung des nachmaligen Kaisers sei die Frucht solchen Unterrichts und solcher Lektüre, aber aus dieser duldsamen Versöhnlichkeit, die aus diesem Unterricht und diesen Werken spricht, klingt die Stimme einer neuen Zeit entgegen, der sich die verantwortlichen Leiter von Josephs Erziehung angepaßt hatten. Daß der junge Herrscher ein gelehriger Schüler war, das offenbart sich gleich in seinen ersten Regierungshandlungen. Sie erregen nicht geringes Aufsehen. Ein Jesuit wird das Opfer dieser neuen Zeit. Bei den Trauerfeierlichkeiten für Leopold feiert er den Verstorbenen, führt Glück und Sieg seiner Regierung darauf zurück, daß er seine Erziehung von den Jesuiten erhalten habe, und „schmähet“ gar heftig auf die sogenannten Ketzer. Darauf entsetzte Joseph den fürwitzigen Prediger aller seiner Würden, verbietet Druck und Verbreitung jener Lobreden und läßt an alle Geistlichen eine Verordnung ergehen, in der er ihnen in Predigten alle Anzüglichkeiten wider die Protestanten untersagt. Darum erklärt bei der Nachricht, daß Barcelona entsetzt worden ist (1706), der kaiserliche Hofprediger von der Kanzel herab, der gütige Himmel habe jtzund das hochlöbliche Haus Österreich so lieb, daß er zu dessen Erhaltung auch das Gebet der Unkatholischen erhöere.

Dem geschichtlichen Unterricht stand der eigentlich politische, wie es scheint, ähnlichen Sinnes zur Seite. Erhalten geblieben ist eine aller Wahrscheinlichkeit nach für Joseph als Römischen König unmittelbar oder mittelbar bestimmte Denkschrift, die vermutlich um das Jahr 1695 verfaßt wurde und „Von dem römischen Papst“ überschrieben ist. Es handelt sich hierbei um eine auf Beispielen aus der Vergangenheit aufgebaute Darlegung, in der zwar die Urheber der Glaubenserneuerungen verurteilt wurden, doch auch die Neigung der verschiedenen Päpste, ihr Familieninteresse zu vertreten und sich vor ihrer Wahl meisterlich zu verstellen, offen hervorgehoben wird. Es sei darum an keinem christlichen Hof schwerer zu negotiieren als am römischen, und es sei wohl darauf zu achten, daß nicht durch allzu große Ehrerbietung oder Willfährigkeit dem Staate Schaden zugezogen werde. Man müsse deshalb auf alle Weise die kaiserliche Partei an der Kurie zu stärken suchen. „Man muß also eine kindliche Liebe und Unterwürfigkeit gegen den allgemeinen Vater der Christenheit

bezeigen, aber dabei auch der Schuldigkeit, die ein Prinz gegen sich selbst und seinen Staat ob sich trägt, nicht vergessen.“ Diesem Leitmotiv ordnet sich die Mahnung gut unter, mit päpstlichen Legaten und Nuntien vorsichtig umzugehen, sie seien „wohl abgeführte“ und schlaue „Leut“. Es wird da ebenso auf die Frage eingegangen, ob es einem christlichen Potentaten gezieme und erlaubt sei, wider den Papst Krieg zu führen. Sie wird in dem Sinne beantwortet, daß es ihm nicht vergönnt sei, den Kirchenstaat offensiv anzugreifen und zu überwältigen, wohl aber zum selbsteigenen Schutze und zur Wiedereroberung des Verlorenen zu den Waffen zu greifen. Schließlich wird auf das Verhalten der Kurie gegenüber Karl V. und unter Gregor XV. und Urban VIII. hingewiesen, das bei verschiedenen Gelegenheiten für die Ketzler vorteilhafter war als für die Katholiken. Diese Ausführungen, die mit Vorliebe auf Alexander VI. und Julius II. zurückgreifen, legen sich in der Kritik päpstlicher Politik keine Zügel an. Der Geist des aufgeklärten Absolutismus verträgt sich da ganz gut mit der leise anklingenden Hoffnung auf Erneuerung des Kaisertums zu alter Macht und Höhe.

In überraschend kurzer Zeit sollten die dort niedergelegten Grundsätze Gegenwartsbedeutung erhalten. Damals nämlich, als im Verlauf des spanischen Erbfolgekrieges 1708 die italienischen Gebiete, Neapel, Mailand, Sardinien samt Katalonien, Menorca und den Niederlanden für die Bourbonen verlorengegangen waren, wurde es für den in Spanien weilenden und um den Besitz dieses Landes kämpfenden Karl von entscheidender Bedeutung, daß er in den eben eroberten spanischen Nebenländern als König anerkannt werde. Moralische wie materielle Rücksichten standen auf dem Spiele, wenn der Papst diese Anerkennung verweigere. Klemens XI., der damals die Tiara trug, stand aber auf Seite der Bourbonen. So mußte er es hinnehmen, daß Joseph es unterließ, um die päpstliche Bestätigung der Kaiserwahl einzukommen, und auch keine feierliche Obedienzgesandtschaft nach Rom sandte. Es begann zunächst ein Kleinkrieg zwischen Kurie und kaiserlichem Hof, der sich im Reich besonders auf die Vergabung von kirchlichen Pfründen bezog, sich aber dann ausweitete und in Italien auch die Waffen ein Wort mitsprechen ließ. Klemens verkannte die Zeichen der Zeit, wenn er den Prinzen Eugen, der mit seinen Truppen auf päpstlichem Gebiete lagerte und von dem Reichslehen Parma Kontributionen einzog, mit dem großen Bann bedrohte. Die vom Fürsten Salm geführte Partei am Wiener Hofe stachelte Joseph dazu auf, alte Reichsrechte in Italien geltend zu machen. So erinnerte man sich, daß das durch seine Salinen und seine Fischerei reiche Commachio einst Lehen des Reiches gewesen war, und ließ es von kaiserlichen Truppen besetzen. Wenig später verteidigte der Kaiser seine Auffassung in einem Manifest, das den Papst der Parteilichkeit anklagte und in lateinischer, deutscher und italienischer

Sprache verbreitet wurde. Klemens antwortete nicht nur mit einer Gegenerklärung. In der Hoffnung auf französische Hilfe begann er sogar zu rüsten. Da sich aber Ludwig XIV. augenblicklich selbst in nicht geringer Verlegenheit befand, blieben die durch Mut und Zucht nicht eben ausgezeichneten Schlüsselsoldaten auf sich selbst gestellt. Schließlich sah sich der Papst am 15. Januar 1709 genötigt, mit dem Kaiser Frieden zu machen und im Oktober jenes Jahres Karl als katholischen König von Spanien anzuerkennen, ohne über die Rechte Philipps V. entscheiden zu wollen. Es hatte sich nämlich gezeigt, daß der persönlich kirchentreue Kaiser noch immer der sicherste Hort für die katholischen Interessen in der Welt geblieben war.

Es liegt auf der Hand, daß die Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Rom die Aufmerksamkeit der Welt auf sich lenkten. Die Katholiken nahmen mit Schrecken wahr, daß die Durchschlagskraft ihres Einflusses zusehends schwand. König Friedrich I. von Preußen ließ im Hause seines Residenten zu Köln reformierten Gottesdienst einrichten, seine Soldaten aber, die in Parma und Piacenza lagerten, hatten ebenfalls ihre Prediger bei sich. Daß sich diese Truppen bei der Eintreibung der Kriegsabgaben blutwenig um den Bannstrahl des Papstes kümmerten, wird niemand wundernehmen. Wenn sich nun selbst ein katholischer Fürst wie Eugen durch die angedrohte Exkommunikation nicht in seinen Handlungen beirren ließ, so stellte dies die Tatsache unter Beweis, wie sehr die kirchlichen Waffen stumpf geworden waren. Klemens XI. mochte noch in den Vorstellungen leben, wie sie die Geschichte seiner großen Vorgänger und deren große Gegner zur Anschauung brachten. Das beginnende achtzehnte Jahrhundert ging über sie hinweg. Es wäre freilich falsch, in Joseph den bewußten Vorkämpfer einer solchen der Aufklärung zuneigenden Richtung zu erblicken. Die Beweggründe seines Handelns lagen, wie es scheint, fast durchwegs auf persönlichem Gebiete. Die Kaiserin und der ihr verwandtschaftlich nahestehende Fürst Salm ließen sich von Familienrücksichten leiten, wenn sie zum Kampfe schürten. Sie hatten allerdings insofern ein leichtes Spiel, als durch Erziehung und Überlieferung in dem jungen Herrscher das Gefühl für die Würde seiner Stellung sehr lebendig war, und ihm auch die Vorsicht gegenüber den Fallstricken kurialer Politik und Diplomatie frühzeitig eingeimpft wurde.

Sieht man die Dinge nur von der Außenseite, so mag man baß erstaunen, in welchen Widersprüchen sich der Lauf der Welt bewegte. In den kirchlich beeinflussten Darstellungen von dem Übertritt dieses oder jenes Staatsmannes oder Fürsten erfährt man in erbaulichem Ton, wie diese schon längst das Licht der Wahrheit im Herzen getragen hätten und es meist nur eines kleinen Anstoßes bedurft hätte, um den Weg zurück zum alten Glauben zu finden. Es müßte darnach ein neues religiöses Zeitalter hereingebrochen sein, denn man könnte nachgerade von einem Zeitalter religiöser Überläufer sprechen. In

überwiegendem Maße war es die katholische Glaubenspartei, die sich des Zuwachses erfreute. Im Gegensatz zu dieser Ausbreitung steht aber die Geisteshaltung selbst katholischer Staatsmänner, die achtlos und von Sorgen unbeschwert den Statthalter Christi fluchen und drohen ließen und den Weg gingen, den ihnen das öffentliche Wohl vorzuschreiben schien. Freilich, die Jesuiten verzeichneten in ihren Jahrbüchern mit Stolz die Triumphe über das Ketzertum, das mit jedem Übertritt zur Papstkirche eine führende Persönlichkeit verlor. Selbst das Haus, das an der Spitze der Evangelischen im Reiche stand, mußte im Kurfürsten von Sachsen, August dem Starken (1697), vor dem Katholizismus kapitulieren. Und war nicht die Gattin Kaiser Josephs Tochter eines Konvertiten? Ihre Schwägerin Elisabeth Christine, die aus dem Geschlechte Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel stammte und den nachmaligen Karl VI. heiratete und Mutter Maria Theresias wurde, ließ sich, wie es heißt, erst nach längerem Zögern bewegen, ihren protestantischen Glauben zu verlassen. Es gibt jedoch zu denken, daß selbst evangelische Theologen ihr zum Übertritt zuredeten, es würde durch diese Heirat ein Fundament „christlicher Toleranz im ganzen Reiche gelegt“. Andererseits wiederholte sich auch da und dort der Fall, daß damit der Toleranz keineswegs gedient wurde, daß sich vielmehr in diesen Überläufern das typische Renegatentum mit einem übersteigerten Eifererwesen offenbarte. Doch im ganzen genommen handelte es sich bei der großen Zahl von hohen Offizieren und Beamten darum, „eine größere Fortun“ zu machen, wie Liselotte (selbst Konvertitin) von Seilern sagte, als sie den Glauben wechselte. Der gewaltige Aufstieg, den das Habsburgerreich nahm, die Kriege im Osten wie im Westen erhöhten den Verbrauch an leitenden Männern im Kriegs- wie im Zivildienst. Die nachgeborenen Söhne aus den verschiedenen Fürstenhäusern fanden im Dienste des Kaisers Möglichkeiten eines weiteren Wirkungskreises. Das galt vielfach auch für die Beamten der Reichsstände, die zuerst als deren Vertreter an den Sitz des Kaisers kamen, sich hier auszeichneten und, um in dessen Dienst treten zu können, sich von einem Jesuiten in den Schoß der Römischen Kirche zurückleiten ließen. Der Sieg, den der Katholizismus mit jedem solchen Bekenntniswandel davontrug, wurde durch die Gefahr religiöser Gleichgültigkeit teuer genug erkauft. Ein gewisses Glücksrittertum ward auf diese Weise großgezogen. Um zu hohen Stellen, bedeutenden Aufgaben oder sonst zu politischem Einfluß zu gelangen, verließ man seinen angestammten Glauben. Natürlich gab es auch, wie die Schwedenkönigin Christine, Persönlichkeiten, die nur der inneren Stimme folgten, doch die Mehrzahl der Generale, Minister und Prinzessinnen gehorchte nicht metaphysisch bestimmten Antrieben. Sie wollten ihre „Fortun“ machen oder wurden, wie dies bei vielen Fürstentöchtern der Fall war, um des Vorteils ihrer Familie willen hiezu gedrängt. Der inneren Vertiefung des religiösen Gedan-

kens dienten solche Vorgänge gewiß nicht, sie erleichterten vielmehr der Indifferenz den Eintritt, die dann im achtzehnten Jahrhundert immer mehr von den aufgeklärten Geistern Besitz ergreift. Mag man nun darüber denken wie man will, das Reich der Habsburger hatte ohne Zweifel seinen Nutzen davon. Es erfuhr eine Auffrischung des Blutes gerade in den führenden Schichten, dort, wo es ihm am meisten nottat. Was hingegen das Herrscherhaus selbst betraf, so hätte es ja Eheverbindungen nur mit welschen oder französischen Geschlechtern eingehen können, hätten sich nicht protestantische Fürsten und Fürstinnen vom Glanze habsburgischer Macht gefangennehmen lassen und darob auf den Ruhm der Glaubenstreue verzichtet. Joseph I. freilich scheint in seiner Jugend in dieser Frage seine eigenen Ansichten gehegt zu haben. „Ich mich schon öfter declarihret, das ich kein Con-vertitin . . . haben will“, schrieb er an den Kurpfälzer. Schließlich heiratete er die Tochter eines Konvertiten.

Wenn auch stark veräußerlicht, spielte die Glaubensfrage noch immer eine gewisse Rolle. Die große Politik bediente sich ihrer, wo sie von Nutzen zu sein schien, ebenso, wie dies bei der Personalauswahl in Ämtern und Kanzleien der Fall war. Die gegenreformatorischen Strebungen der habsburgischen Regierung boten den Magyaren einen willkommenen Anlaß, unter Franz Rakoczy II. ihrem Freiheitsverlangen mit den Waffen in der Hand Ausdruck zu geben. Natürlich stand hinter den blutigen Aufstandshandlungen auch Ludwig XIV. Aber Rakoczy wollte zu seinem Schaden dem Worte des kaiserlichen Unterhändlers, Grafen Wratislaw, nicht glauben, als ihm dieser sagte: „Sie verlassen sich auf die Versprechungen jenes Frankreichs, das das Hospital der durch ihre Wortbrüchigkeit unglücklich gewordenen Fürsten ist. Sie werden deren Zahl vermehren und in diesem Hospital sterben.“ Später, als die Kräfte der Franzosen mehr und mehr erlahmten und der politische Hasardspieler, der Rakoczy war, das Spiel nicht aufgeben wollte, da wurden er und sein Land selbst zu einem bloßen Stein auf dem Schachbrett bald Polens, bald Schwedens, bald Preußens, Rußlands und der Türkei. Ein lästiger und für beide Teile verlustreicher Kleinkrieg bildete während der ganzen Regierungszeit des Kaisers eine unerfreuliche Begleitmusik.

Glaubensgegensätze bildeten in Ungarn gewiß nicht die einzigen Streitpunkte, aber sie stellten ein günstiges Agitationsmittel gegen die katholische Haltung der Wiener Regierung dar. Sie lebten als Überbleibsel der vergangenen Zeitströmung noch immer ein mehr oder weniger wirksames Leben weiter. Das erfuhr der Kaiser auch im Verhältnis zu dem Schwedenkönig Karl XII., der sich den bedrängten schlesischen Protestanten gegenüber als ein zweiter Gustav Adolf fühlte und einen krisenhaften Augenblick auf dem westlichen Kriegsschauplatz 1707 dazu benützte, Joseph zum Abschluß der Konvention von Altranstädt zu zwingen. Darin erhielten die Evangelischen des

Augsburger Glaubensbekenntnisses die Rechte zurück, die ihnen der Westfälische Friede zugesprochen hatte, die ihnen aber bis dahin vorenthalten worden waren. Mochte über ein derartiges Zugeständnis der Papst auch zürnen und eifern, mochte der Kaiser für seine Person die Einmischung des Schwedenkönigs auch als Demütigung empfinden, die „Staatsräson“ überwog bereits alle religiösen Bedenken. Selbst die gelehrten Theologen, die man heranzog und befragte, beugten ihre schon recht biegsam gewordene Gottesgelehrtheit vor dem Gebot der *salus publica*. Der Geist einer neuen Zeit wehte in die Staatskanzleien hinein und fegte manches hinweg, was vor kurzem noch als unumstößlicher Grundsatz angesehen wurde.

Überblickt man das Leben und die Regierung Kaiser Josefs I. als Ganzes, dann steigt in einem doch eine gewisse Ahnung auf, worin es liegt, daß den Menschen, die diese Zeit selbst erlebt hatten, die Erscheinung dieses Habsburgers so merkwürdig erschien. In ihm und unter ihm brach sich doch viel Neues Bahn. Wie weit er dieses Neue selbst veranlaßt hatte, darüber wußten gewiß die wenigsten Bescheid, immerhin war es mit seinem Namen verbunden und ward von ihm nicht gewaltsam hintertrieben. In das Reich der Deutschen schien ein Hauch wirklichen Lebens emporzusteigen. Auch gegen den Feind jenseits des Rheins durfte man wieder mit Stolz das Haupt erheben. Das alles flößte Mut und Hoffnung ein. Für das Bild, das man sich von dem Kaiser machte, bedeutete der jähe Tod in der Blüte der Jahre einen Hintergrund, von dem es sich desto leuchtender abhob, je mehr man von ihm noch erwartete. In Deutschland außerhalb Österreichs wurde man dessen eher und freudiger gewahr als in des Kaisers Erblanden, weil man dort das Wohl und Wehe des Reiches noch unmittelbar zu spüren bekam. Freilich bot auch sonst seine Gestalt der Einbildungskraft mancherlei Nahrung. Man wußte von ihm, daß er, der der Schüler des älteren Fischer von Erlach war, sich mit großen Bauentwürfen trug, die nach Beendigung des Krieges um Spanien hätten ausgeführt werden sollen. Ebenso wußte man von ihm, daß er deutsche Künstler über die damals bevorzugten welschen stellte und 1696 seinen Lehrer beauftragte, für das Sommerpalais Schönbrunn, das ihm Leopold überlassen hatte, einen Plan anzufertigen. Das Werk Fischers, das nur bis zum ersten Stockwerk gedieh, wäre nach dem Worte eines späteren Betrachters „ein anderes Versailles“ geworden, ein deutsches Versailles. Als solches war es offenbar von Joseph auch gedacht. Erst des Kaisers Nichte, Maria Theresia, sollte, allerdings in anderem Sinne, den Bau vollenden lassen. So blieb dies wie so vieles andere, was der Kaiser begonnen hatte, Stückwerk. Aber in diesem Stückwerk lag etwas in die Zukunft Weisendes. Der Gedanke des Volkstums leuchtete, wenn auch blaß und oft nur versteckt, aus seinen Entschlüssen hervor und bezeugte, daß er nicht vergebens bei Wagner von Wagenfels zur Schule gegangen war.

Wenn das zweibändige Werk, das Johann Christian Herchenhahn in den Jahren 1786 und 1789 der Lebensbeschreibung dieses Kaisers widmet, mit den Worten eingeleitet wird: „Die Jahre Josephs sind in gewisser Rücksicht das Vollbringen der Leopoldischen Regierung . . . Joseph ist überdies von seinen Vorfahren so weit an Geist und Seele verschieden, daß man ihn in der habsburgischen Periode gar nicht suchen sollte, aufgeklärter als seine Ahnen, mißkannte er die intoleranten Grundsätze seines Vaters, der Krieg in Ungarn artete sich in überlegte Politik um, seine Generale erfochten in allen Gegenden eine Kette von Siegen . . .“, so wird uns erst klar, wieso es kam, daß ein Zeitgenosse Josephs II. dem ersten Habsburgerkaiser dieses Namens soviel Aufmerksamkeit widmete. Man sah in ihm eine Art Vorläufer des großen Aufklärers auf dem Kaiserthron. An auffallenden Parallelen zwischen den beiden fehlte es in der Tat nicht. Im Temperament, mit dem sie sich von den Regierungsgrundsätzen ihrer unmittelbaren Vorgänger entfernten, die hochgemute Einschätzung ihrer Machtstellung wie der Vorrang, den sie der Staatswohlfahrt in jeder Hinsicht einräumten, bilden die großen Umrisse, in die sich ein bisweilen überraschender Gleichlaut der Einzelercheinungen einzeichnet. Das Verhältnis zur Kurie, das Clemens XI. sogar an eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser denken ließ, die starke Betonung des deutschen Gedankens, der auch den Plan der Erwerbung Bayerns in sich schloß, die Aufstände in Ungarn, das selbstherrliche Auftreten im Reich wie in den Erblanden, das alles könnte fast vergessen lassen, daß die beiden Kaiser gleichen Namens in ihrem Wesen doch auch himmelweit voneinander verschieden waren.

Das ausgehende Barock und die beginnende Aufklärung reichen sich in der Person Josephs I. die Hände. Aus dem Kampfe gegen fremde Anmaßung ringt sich in ihm ein lebhaftes Gefühl für das eigene Volkstum empor. War er in vielem auch mehr Werkzeug als selbständig Wirkender, so hat er sich dem Neuen nirgends kleinlich entgegengestellt, es vielmehr sogar unterstützt.